



JULIANE  
KORELSKI

*Die*  
**Rose**  
DER  
Kreuzritter

Weltbild

## Der Eid der Grafentochter

Ihr geliebter Bruder Ludwig in Gefangenschaft der Sarazenen! Emme von Ravensberg ist erschüttert. Ohne zu zögern begibt sie sich auf die Fahrt ins Heilige Land, um das Lösegeld zu überbringen. Begleitet wird sie von den Kreuzrittern Berengar de Bassunville und Robert von Uppsala, die mit Ludwig in Outremer kämpften. Die Reise birgt für Emme zahlreiche Gefahren – nicht nur für ihr Herz, das schon bald für Berengar schlägt. Mutig und unerschrocken muss sie alle Rückschläge überwinden, denn das Leben Ludwigs liegt in ihren Händen.

Juliane Korelski

# Die Rose der Kreuzritter

Historischer Roman

## **Weltbild**

## Die Autorin

Juliane Korelski wurde 1979 in Halle / Westfalen geboren. Nach dem Abitur arbeitete sie erst als Buchhändlerin, bevor sie sich aus Begeisterung für Historisches für das Studium der Geschichte und Antiken Kultur an der Universität Düsseldorf entschied. Heute lebt und arbeitet sie in Bielefeld. Zuletzt erschien von ihr »Die Bastardin«.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Copyright der Originalausgabe © 2011 by Piper Verlag GmbH, München  
Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerte Furt, 86167 Augsburg  
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising  
Titelmotiv: © Thinkstockphoto; Maria Seidel  
eBook-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-330-5

Für Alexander

# Prolog

Tripolis, Spätsommer 1190

Sie hatte keinen Schlaf gefunden in der Nacht, und sie glaubte, nie wieder Schlaf zu finden. Als der Morgen allmählich heraufdämmerte, erhob sie sich leise. Ihre Bewacher schliefen, und sie schlüpfte aus dem Haus.

Im Innenhof war es noch kühl und schattig. In der Ecke stand ein Aprikosenbaum, dessen Blätterdach tagsüber ein wenig Schatten spendete. Sie setzte sich unter den Baum, und ihr Blick wanderte zur Baumkrone hinauf.

Sieben Tage lang waren sie geritten, als wäre ihnen der Teufel auf den Fersen. So erreichten sie Tripolis: erschöpft, übermüdet, aber mit hellwachen Sinnen. Die beiden Männer fielen völlig entkräftet auf die Matten in dem kleinen Raum, der ihnen in der Herberge zugewiesen worden war, und schliefen sofort ein. Ragna aber lag stundenlang wach und lauschte den Geräuschen, die in der erwachenden Stadt langsam aufstiegen. Sie ließ den Männern ihren Schlaf.

So blieb ihr ein letztes Mal Zeit, um nachzudenken.

Sie zog die Knie an den Körper und umschlang die Beine mit den Armen. Den Kopf legte sie auf die Knie und blickte zum Haus hinüber. In ihrem Innern regte sich wieder der Hass auf ihn. Da lag er und schlief friedlich, pflegte seine Verwundung, als wäre sie eine Auszeichnung.

Sie blieb sitzen, während die Sonne langsam höher stieg und über die Mauer kroch. Sie wusste nicht, worauf sie wartete. Vielleicht, dass ihr Bruder kam und ihr Vorwürfe machte. Vielleicht, dass er sie bestrafte.

Vielleicht hoffte sie nur, der Albtraum höre irgendwann auf.

Nicht ihr Bruder kam, sondern Berengar. Der Dritte im Bunde, der Mann, dem sie zuerst so sehr misstraut hatte.

Der Mann, der sie jetzt vor dem Schlimmsten bewahren musste.

»Ich konnte nicht schlafen«, sagte er leise und setzte sich zu ihr. Seine blauen Augen musterten sie prüfend, als suche er in ihrem Gesicht nach Antworten.

Ragna stopfte ihr blondes Haar unter den Schleier, mit dem sie sich vor der Hitze schützte. Sie wandte das Gesicht dem heißen Windhauch zu, der durch den Hinterhof fuhr und aufgeregt in den Zweigen des Aprikosenbaums raschelte. Eine reife Frucht fiel herunter und prallte mit einem dumpfen Laut auf den staubigen, kargen Boden.

»Wie soll ich je wieder schlafen können?«, fragte Ragna. Sie erschrak vor ihrer eigenen Stimme, die sonst so hell und fröhlich klang. Jetzt war sie tief und dunkel, als hätten sich alle Fröhlichkeit und jedes Lachen auf immer davongestohlen.

»Wir werden ihn retten«, versprach Berengar.

»Und wie? Wollt ihr Akkon plündern? Wollt ihr Saladins Lager angreifen? Nichts davon habt ihr getan. Ihr seid des Nachts weggelaufen, als wäre es ein Verbrechen, wenn der beste Freund dem Feind in die Hände fällt.«

»Wir sind bloß zwei Männer«, erinnerte Berengar sie sanft. »Es wäre töricht gewesen,

etwas zu unternehmen.«

»Und?«, begehrte sie auf. »Jetzt liegt Ludwig in Ketten, mein Bruder hasst ihn und mich, und du ... du ...«

»Ich kann nichts tun, genau«, beendete er den Satz, weil ihr die Worte fehlten. Ragnas Kopf ruckte hoch. Sie forschte in seinem Blick nach Spott und Hohn, doch er wirkte sehr ernst.

»Dein Bruder ist zornig. Du hättest ihm davon erzählen sollen.«

Sie lachte auf. »Was hätte ich ihm erzählen sollen? Lieber Robert, ich liebe Ludwig von Ravensberg. Könntest du mich bitte von meinem Gelübde freisprechen? Hätte ihn das überzeugt?« Sie schrie beinahe. »Du kennst meinen Bruder noch nicht allzu lange, Berengar de Bassunville, aber sei versichert, er würde mich auslachen und auf kürzestem Wege ins Kloster zurückschicken.«

»Ich kenne ihn lange genug«, erwiderte er kühl. »Ich weiß, welches Verhalten er zuweilen an den Tag legt. Aber glaubst du, er würde seiner eigenen Schwester mit solcher Strenge begegnen? Du hast Fehler gemacht, aber rechtfertigen es diese Fehler, dich zu strafen? Du bist gestraft genug.«

Ragna gab darauf keine Antwort.

Berengar kannte den wahren Robert nicht.

Ihr Bruder war drei Jahre älter als sie, und immer hatte er auf sie aufgepasst. Bis er sie in die Obhut eines Klosters gab, in dem sie, wäre es nach seinem Willen gegangen, den Rest ihres Lebens hätte verbringen sollen. Hoch im Norden lag ihre Heimat, und unter ihren Schwestern im Kloster von Vreta, die sich den Lehren des Zisterzienserordens verschrieben hatten, fühlte sie sich trotz einer gewissen Eintönigkeit wohl. Vor lauter Langeweile kratzte sie sich am ganzen Körper blutig, denn es kribbelte ihr ständig unter der Haut. Darum hatte die Äbtissin ihren Bruder gebeten, Ragna auf die lange, gefährvolle Pilgerreise ins Heilige Land mitzunehmen. Outremer war für sie mehr gewesen als nur Abwechslung. Es war ein Versprechen, obschon sich früh abzeichnete, dass sie die heiligen Stätten Jerusalems weder aufsuchen noch in Bälde darauf hoffen durften, die Stadt zu betreten.

Seit 1187 war die Stadt in den Händen der Sarazenen. Das hatten Robert und Ragna gewusst, als sie sich vor gut zwei Jahren auf den Weg gemacht hatten. Aber sie hatten auf Gott und seine Krieger vertraut, dass diese Jerusalem zurückerobern würden. Robert schloss sich schon bald den christlichen Kämpfern an, die Akkon belagerten. Ragna blieb nichts anderes übrig, als bei ihm zu bleiben. Es widerstrebte ihr, denn der Krieg war schmutzig und blutig. Solche Abenteuer hatte sie jedenfalls nicht gesucht, als ihr die Langeweile in Vreta den Verstand zu rauben gedroht hatte.

Sie hatte das Leben im Feldlager gehasst, bis sie Ludwig von Ravensberg begegnet war.

Er erhellte ihre Tage und wärmte ihre Nächte.

Bei einem Ausfall, den Berengar, Robert, Ludwig und eine Handvoll Ritter versuchten, wurde Ludwig von den Sarazenen gefangen genommen. Nun wurden ihre Tage wieder

dunkel, und in den Nächten fror sie, wie auch während des Tages, denn ein inneres Zittern beherrschte sie, das sich eingenistet hatte und immer dann erwachte, wenn sie Ludwig zu vergessen drohte.

»Was wird aus dir, wenn wir nach Ravensberg reiten?«, fragte Berengar.

Sie atmete aus. Es wäre ihr lieber gewesen, an diesem Morgen allein zu sein, damit sie ihre Gebete sprechen und sich für das Kommende wappnen konnte.

»Er wird für mich sorgen«, entgegnete sie leise.

Daran hatte er nie einen Zweifel gelassen. Er sorgte für sie.

# I. RAVENSBERG

# Kapitel 1

November 1190, Burg Ravensberg

»Schlechte Nachrichten reisen schnell«, flüsterte Großmutter Richenza. »So schnell ...«

Im Kamin heulte der Wind, doch nicht dieses Geräusch jagte Emme einen Schauer über den Rücken. Es war vielmehr die Stimme der Großmutter, die ihren Schemel dicht an das munter flackernde Kaminfeuer gerückt hatte und, umgeben von Emme und den Zofen, im Feuerschein emsig stickte. Rasch flog die Nadel in der Hand der Alten, und die meiste Zeit schwieg sie. Oder aber sie murmelte, über die Handarbeit gebeugt, Unverständliches vor sich hin.

Doch diese Worte hatte jede der Anwesenden gehört. Auch die Magd, die gerade auf einem Tablett Becher mit heiß dampfendem Würzwein brachte. Sie verharrte einen Augenblick lang an der Tür der Kemenate. Alle hielten den Atem an und blickten zu Richenza hinüber.

Emme ließ die Nähnadel sinken, als die Großmutter nicht weitersprach.

»Wovon redest du?«, fragte sie mit sanfter Stimme.

Und dann spürte sie es auch. Das sanfte Beben, welches das Gemäuer erfasst hatte. Die im Galopp trommelnden Hufe schwerer Schlachtrösser, die den Weg zur Burg heraufpreschten.

Emme stand auf und trat ans Fenster.

»Was siehst du?«, fragte Richenza. Zwar konnte die Alte auf kurze Entfernung die kleinste Unregelmäßigkeit in der Stickerei ihrer Enkelin erkennen, doch für die Ferne taugten ihre Augen nicht mehr. Für die Ferne war Emme ihr Auge.

»Ein Dutzend Reiter«, berichtete Emme. »Sie tragen Wappen, die ich nicht kenne. Das eine zeigt einen silbernen Schild auf grünem Grund. Das andere ... Nein, das ist kein rechtes Wappen. Sie scheinen von weit her zu kommen.«

»Ja, das glaube ich wohl.« Mit geschlossenen Augen lehnte die Ahnin sich vor. »Aus Outremer kommen sie«, flüsterte sie.

Emme fuhr herum. »Dann bringen sie Nachricht von Ludwig?«, fragte sie atemlos, und ihr Herz klopfte schneller.

»Geh und sieh nach! Dein Vater wird sie schon bald empfangen. Eil dich, Emme!«

Mehr sagte die Großmutter nicht, und Emme gehorchte, ohne zu zögern. Sie war es gewohnt, der Großmutter ohne Widerworte zu folgen, denn Richenza wusste stets, was zu tun war, obwohl sie schlecht sah. Es war, als nehme sie Dinge wahr, die Emme und den anderen verborgen blieben.

Emme huschte aus dem Raum, zog die Tür hinter sich zu, damit die Wärme nicht aus der Kemenate entweichen konnte. Neben der hohen Halle, in der ihr Vater zu Gericht saß, seinen gräflichen Pflichten nachging und in der abends die Tafel aufgetragen wurde, war die Kemenate im Winter der einzige Raum, der regelmäßig beheizt wurde. In der Küche war es natürlich durch die offene Feuerstelle stets warm, und dort drängte sich das Gesinde nach dem Tagwerk und wärmte die steif gefrorenen Glieder.

Emme hatte den Umhang in der Kemenate vergessen, und sofort griff die Kälte nach ihr. In der Wärme des Frauentrakts vergaß sie manchmal, wie eisig es in den Mauern der Höhenburg sein konnte, wenn der Wind hindurchzog und sich Raureif auf dem Mauerwerk niederschlug. Rasch stieg sie die steile Treppe hinunter und betrat den hohen Saal am Ende des Gangs. Die Binsen raschelten unter ihren Füßen, eine Maus quiekte empört und huschte davon.

Doch Emme hatte keinen Blick dafür. Alle Sinne waren auf die Vorgänge im hinteren Teil des Saals gerichtet.

Sie hielt sich nahe der Wand, weit fort von der Tafel, die auf der anderen Seite des Raums von zwei Dienern hereingetragen und auf die Böcke gestellt wurde. Auf den Bänken hatten sich Männer niedergelassen, die Gesichter gerötet von der Kälte, und wärmten die Hände bereits an Bechern mit Würzwein oder bedienten sich hungrig aus Schüsseln voll mit dunklem Brot und Bratenstücken in fetter Sauce, die der Graf von Ravensburg hatte auftragen lassen.

Ihr Vater stand am oberen Ende der Tafel, den Kopf gesenkt, die Fäuste auf die Tischplatte gepresst, als wolle er sie mit ganzer Kraft niederdrücken. Ein Mann stand neben ihm; der Waffenrock mit dem silbernen Schild auf grünem Grund spannte sich über seinen breiten Schultern. Eindringlich redete er auf Otto von Ravensberg ein, zu leise, als dass Emme ihn verstehen konnte.

Unter den Fingern spürte sie das kalte Mauerwerk, während sie sich behutsam näher schob. In ihrem rotbraunen Kleid verschmolz sie mit den Schatten, verschmolz mit der hereinbrechenden Dämmerung und dem Wandbehang, den ihre Hand berührte.

Ihr Vater hob den Kopf und blickte in ihre Richtung, als habe er schon die ganze Zeit gewusst, dass sie anwesend war. Seine grauen Augen wirkten fast schwarz. Plötzlich war die Angst da und griff nach Emme.

Diese Männer brachten keine gute Nachricht nach Ravensberg, da hatte ihre Großmutter recht gehabt.

»Komm her, Emme!« Der Vater winkte sie heran, und sie eilte zu ihm und dem Fremden.

»Was ist geschehen?«, fragte sie mit versagender Stimme. Angst schnürte ihr die Kehle zu. Angst vor der Antwort, Angst vor einer Wahrheit, die sie vielleicht gar nicht erfahren wollte. Dennoch fragte sie, weil sie es auch nicht ertrug, unwissend zu bleiben.

»Der Graf de Bassunville bringt Nachricht von deinem Bruder Ludwig.«

Schwer seufzte der Vater, blickte den Grafen von der Seite an, als hoffe er, dieser werde das Reden für ihn übernehmen.

»Ist er tot?«, fragte sie mit ängstlich klopfendem Herzen.

Der Bassunviller wandte sich unmittelbar an sie. »So Gott will, geht es Eurem Bruder gut, Jungfer Emme. Doch er wurde von den Sarazenen gefangen genommen. Es ereignete sich vor zwei Monaten vor den Toren Akkons, das wir nun seit über einem Jahr belagern. Wir gerieten in einen Hinterhalt.«

Sie fragte nicht, woher er ihren Namen kannte. Wahrscheinlich von Ludwig, ihrem

ältesten Bruder, der ihr so viel näher stand als die anderen Brüder oder die kleinen Geschwister aus der zweiten Ehe ihres Vaters.

»Gefangen? Aber was bedeutet das?« So recht begreifen konnte sie nicht, was dies für ihre Familie hieß. Ludwig war der Älteste, der Erbe und ein tapferer Ritter, auf den Vater und Großmutter zu Recht stolz waren. Schweren Herzens und begleitet von den besten Wünschen und Gebeten, hatte der Vater ihn vor Jahresfrist ziehen lassen, damit er sich dem Gefolge Kaiser Barbarossas nach Outremer anschloss. Dem Kaiser war es nicht vergönnt gewesen, das Heilige Land zu erreichen, denn er war unterwegs beim Baden in einem Fluss ertrunken. Ludwig aber hatte das Ziel seiner Reise erreicht. So vermutete Emme zumindest, denn viel mehr als Gerüchte vermochten den weiten Weg von Outremer zur Burg Ravensberg nicht zu überbrücken. Der Mann, der nun vor Emme stand, war der Erste, der seit Ludwigs Abreise Neuigkeiten über ihn brachte.

»Sie fordern ein Lösegeld.« Der Vater sank schwer auf den Sessel am Kopfende der Tafel und vergrub das Gesicht in den Händen. Eine Weile war nichts zu hören als das Klappern der Schüsseln und das Flüstern der Kämpfer, die den Bassunviller begleitet hatten. Emme fragte sich, warum diese Männer, denen das weiße Kreuz auf das gegürtete Surcot geheftet war, nicht bereits in Outremer waren, sondern allesamt mit dem Bassunviller den weiten Weg zur Ravensburg angetreten hatten.

»Wir werden das Geld aufbringen, Emme«, erklärte der Vater schließlich. »Der Ritter kam, das Lösegeld zu holen und es dem Sarazenenfürsten zu überbringen.«

Jetzt erst musterte sie den Besucher genauer. Wer war dieser Mann, der sich Graf de Bassunville nannte und erst die Nachricht überbrachte, bevor er sich nach der langen Reise stärkte und erfrischte? Selbst den silbernen Pokal mit heißem Würzwein hatte er bisher nicht angerührt.

Vielleicht fühlte er sich in der zugigen Halle nicht wohl. Emme fröstelte. Vielleicht war ihm auch der Auftrag unangenehm, der ihn hergeführt hatte, und es zog ihn so rasch wie möglich zurück nach Outremer – zum Mittelpunkt der bekannten Welt, wo es nie Winter wurde, wenn sie den Geschichten der Fahrenden Glauben schenken wollte.

Bassunville war wie ihr Bruder Ludwig ein edler Ritter, wie man sie allerorten besang, von den edlen Gesichtszügen über die breiten Schultern bis zu den kraftvollen Schenkeln, die ein Pferd mit wenig Mühe im Kampf zu lenken wussten. Seine Rüstung war tadellos, der Mantel von jenem satten Grün, das sich auf dem Schild wiederholte, das sie vorhin vom Fenster aus an seinem Sattel entdeckt hatte. Stolz wirkte er, und die vor der Brust verschränkten Arme verrieten ihr, was er von der karg geschmückten Halle hielt. Dabei ruhten seine blauen Augen durchaus wohlwollend auf ihr. Ehe er weitersprach, strich er sich mit beiden Händen das braune Haar zurück, auf dem im Feuerschein rote Funken tanzten.

»Ludwig ist mein Freund, darum ist mir daran gelegen, auch zu seinem Lösegeld beizutragen.« Er wandte sich an Emmes Vater und richtete sich geradezu herausfordernd vor ihm auf. »Ich hoffe doch, diese christliche Tat ist in Eurem Sinn. Euer Sohn soll möglichst bald freigekauft werden, und ich bin nicht sicher, ob Ihr das Geld schnell genug

aufbringen könnt. Zahlt es mir meinetwegen später zurück, wenn Ihr Euch diesen Stolz leisten könnt.«

Emme stockte der Atem. Wie unglaublich dreist er war! Wie konnte er es wagen, so mit ihrem Vater zu reden? Er behandelte ihn, als wäre er ein Bettler. Dabei gehörte ihm das umliegende Land mit Marktflecken und Dörfern sowie andere Burgen bis hinüber nach Calvelage. Dieser Fremde kannte das Land nicht, über das ihr Vater gebot!

Doch der nickte nur leicht und ging nicht näher auf die versteckte Beleidigung ein. »Es lohnt, darüber nachzudenken«, sagte er langsam. »Doch jetzt lasst uns essen, Graf de Bassunville. Vermutlich wollt Ihr in Kürze wieder aufbrechen.«

»Sobald es möglich ist, ja. Der Winter behagt mir nicht. Ein kaltes und feuchtes Wetter habt Ihr hier, bei dem einem die Glieder gefrieren.«

Doch bevor sich die Männer setzten und Emme sich unauffällig zurückziehen konnte, um ihrer Großmutter Bericht zu erstatten und den Schreck zu überwinden, der ihr ob der Hiobsbotschaft in die Glieder gefahren war, betrat ein weiterer Mann die hohe Halle und eilte auf ihren Vater zu. Er sank auf ein Knie und neigte vor dem Grafen den Kopf, geradeso, wie ein Ritter sich vor seinem Lehnsherrn verneigt.

»Mein Reisegefährte und guter Freund Robert von Uppsala«, stellte der Graf de Bassunville den blonden Hünen vor. »Er kämpfte an Ludwigs Seite und war der Letzte, der ihn lebend sah.«

»Ich wollte ihn mit meinem Leben verteidigen«, raunte der Ritter. Schwer war sein Akzent, ganz anders als der des Bassunvillers, der das leichte, südländische Französisch zu sprechen verstand. »Doch dann waren es so viele, und sie zerzten ihn von mir fort ... Alles, was mir von ihm blieb, war dieses Schmuckstück, das er mir am Vorabend der Schlacht übergab. Er bat mich, es Euch zu bringen, wenn ihm etwas widerfahren sollte.«

Unter seinem Kettenhemd zog er eine Kette hervor, an der eine durchbohrte goldene Münze hing. Emme hielt es kaum an ihrem Platz, denn sie erkannte das Schmuckstück sofort. Es war ein Aureus. Eine Goldmünze, die aus jener Zeit stammte, da die Cäsaren von Rom aus regierten. Er war ihr Talisman, ihr Aureus, den Ludwig ihr einst geschenkt hatte und von dem sie sich nie hatte trennen wollen – bis zu jenem Tag, als Ludwig gen Outremer zog. Damals hatte sie ihrem Bruder diesen Glücksbringer zurückgegeben, und er hatte sie auf den Scheitel geküsst und ihr versprochen, unversehrt zurückzukehren. Schließlich beschützten ihn die römischen Kaiser.

»Ihr müsst Emme von Ravensberg sein.« Der Hüne hatte sich aufgerichtet und trat auf sie zu. Wieder beugte er das Knie und blickte aus grauen Augen, in denen sie Tränen blitzen sah, zu ihr auf. Weinte dieser Mann etwa um ihren Bruder? Seine Hand mit dem Aureus streckte sich ihr entgegen, und ohne zu wissen, was sie tat, umfasste Emme seine Finger, die angenehm warm waren. Er wand ihr die filigrane Goldkette um die Hände.

»Er hat mir von Euch erzählt«, flüsterte er so leise, dass Emme meinte, nur sie könne seine Worte hören. »Doch Euer Bruder verschwieg mir, dass Ihr schön seid wie eine zarte weiße Rose, die vom Morgentau benetzt ihre Knospe öffnet.«

Emme spürte, wie ihr eine heiße Röte in die Wangen stieg. Robert von Uppsala beugte

sich über ihre Hände, und sie spürte seine Lippen, die warm wie ein Sommerhauch über ihre Finger strichen. Jäh zog sie die Hände weg, um die er so liebevoll die Kette gewunden hatte. Ihre Wangen brannten, und sie presste den Aureus an ihr klopfendes Herz.

»Habt Dank, Robert von Uppsala«, sagte sie brav und hoffte, ihre Stimme möge ihren inneren Aufruhr nicht verraten. Kurz warf sie dem Bassunviller einen Blick zu, doch der stand starr mit verschränkten Armen neben ihrem Vater, den das Geschehen sichtlich bewegte.

»Geh, Emme«, sagte ihr Vater, »geh und erzähl meiner Mutter, was sich zugetragen hat!«

Emme schaffte es zu lächeln. Ihr Vater wusste, warum sie hergekommen war, und auch sie wurde nun wieder an ihren Auftrag erinnert. Ohne einen Blick zurück verließ sie eilig den Saal, um der Großmutter von Ludwigs Unglück zu berichten.

# Kapitel 2

Wie aufgeschreckte Hühner drängten die Frauen sich um Emme, als sie in die Kemenate zurückgekehrt war.

»Was ist geschehen?« – »Kommen die Ritter von weit her?« – »Hast du den Roten mit dem grünen Mantel gesehen? Der ist ein Ritter nach meinem Geschmack!« So riefen sie, zupften Emme an den Ärmeln und gönnten ihr keine Muße, das soeben Erlebte zu begreifen und in Worte zu fassen.

»Nun lasst sie doch in Ruhe, ihr Gänse!«, schalt Richenza. Die Alte blieb am Feuer sitzen, aber Emme wusste, dass es auch sie drängte, endlich zu erfahren, was sich in der hohen Halle zugetragen hatte. Sie war jedoch zu alt, um aufzuspringen, wenn ihr danach war. Vor allem aber war es die Würde, die sie auf ihrem Platz hielt. Richenza von Ravensberg hatte es nicht nötig, zu Emme zu kommen, weil sie wusste, dass ihre Enkelin zu ihr kommen und ihr alles erzählen würde.

Wie auf einen Befehl hin wichen die Frauen vor Emme zurück, als hätte sie den Aussatz. Richenzas Worte waren in diesem Raum Gesetz; ihr gehorchte sogar die Burgherrin, wenn sie sich zu ihr gesellte. Doch Emmes Stiefmutter, die Gräfin Oda, lag dieser Tage im Bett und erholte sich, da sie kürzlich mit ihrem fünften Kind niedergekommen war.

Emme setzte sich neben ihre Großmutter auf den Schemel.

»Nun?«, fragte diese leise, während die anderen die Köpfe wieder über die Stickerarbeit beugten und begierig lauschten, um keins von Emmes Worten zu verpassen. »Was geht dort unten vor?«

Richenzas Stimme hatte an Schärfe verloren, denn sie spürte, wie aufgewühlt Emme war.

Und vermutlich sah sie es ihr sogar an.

»Es ist Ludwig«, wisperte sie. »Die Ungläubigen haben ihn gefangen genommen und fordern ein Lösegeld.« Die Kette klirrte leise in ihrer Hand, und Richenza griff danach. Sie lächelte ihr zahnloses Lächeln, als sie den Aureus erkannte.

»Du warst ihm immer die Liebste, weißt du das?«

Gedankenverloren drehte Emme den Aureus zwischen den Fingern hin und her. »Nein, das wusste ich nicht«, gestand sie. »Ich dachte immer, er ertrüge mich nur wegen Hermann.«

Richenza lachte leise. »Dabei war es gerade umgekehrt, denn dein Bruder, der in jener Sturmnacht nach dir aus deiner Mutter hervorkroch, besitzt weder dein sonniges Gemüt noch deine Kraft. Und sieh ihn dir an: Er ist schwach geblieben bis ins Letzte.«

Emme schwieg. Sie liebte ihren Zwillingsbruder ebenso wie die anderen Brüder und auch die jüngeren Geschwister, die ihre Stiefmutter mit gesundem Mut im Abstand von einem Jahr geboren hatte. Doch die Großmutter hatte recht: Hermann war anders als Ludwig oder Otto, hatte sich geduldig gefügt, als man ihn ins Kloster steckte, um diesem dem Willen des Vaters gemäß als Abt vorzustehen. Fürs Kriegshandwerk, das wusste

wohl jeder, taugte Hermann nicht.

»Du konntest kaum laufen, als Ludwig dich das erste Mal zu seinen Bogenschießübungen mitnahm. Er war ein aufgeweckter Achtjähriger, und du hast ihn vergöttert, wolltest ihm alles gleichtun, und er wusste immer, wo du stecktest. Seine Brüder kümmerten ihn nie, du warst es, der er sein Leben zu Füßen legte.«

Richenzas runzlige Hand ruhte auf Emmes Arm. »Weine nicht zu sehr um ihn!«

Emmes Blick fuhr hoch. »Wie meinst du das?«, fragte sie, und plötzlich wachte ihr Herz wieder auf und pochte ihr schmerzhaft gegen die Rippen, wie ein Vögelchen, das sich gegen die Gitterstäbe eines Käfigs wirft.

»Die Sarazenen lassen keinen ziehen, den sie erst einmal in den Fängen haben. Dein Bruder wird in ihrem Kerker verrecken, bevor dein Vater auch nur die Hälfte des Lösegelds zusammengekratzt hat.« Richenza seufzte. »Es ist schade um ihn. Dein Bruder war ein guter Mann. Er wäre ein würdiger Nachfolger deines Vaters geworden.«

Emme schluckte mühsam die Worte hinunter, die sie ihrer Großmutter am liebsten entgegengeschleudert hätte. Ihre Faust schloss sich um den Aureus. Die glatt polierte Kante der Münze, die durch so viele Hände gewandert war, drückte sich schmerzhaft in ihre Handfläche.

Ludwig würde nicht sterben. Dafür würden die beiden Ritter sorgen, der Helle, der vor Emme das Knie gebeugt hatte, ebenso wie der Finstere, der jede Bewegung seines Gefährten beinahe abfällig verfolgt hatte. Doch wie sollte sie ihrer Großmutter das sagen, wie der Greisin die Stirn bieten? Es gehörte sich nicht, und außerdem schien die alte Frau zu wissen, wie es auf der Welt zuging, und in diesem Raum war ihre Stimme Gesetz. Niemand wagte ihr zu widersprechen ... Auch Emme nicht.

Sie erhob sich.

»Wohin gehst du, Kind?«, rief Richenza ihr hinterher, und Emme antwortete erst, als sie die Tür bereits geöffnet hatte und der kalte Wind von der Stiege herauf durch die Kemenate fegte.

»Ich muss nachdenken«, erwiderte sie über die Schulter hinweg.

Sie wollte mit ihrer Angst um Ludwig allein sein.

Der Graf von Ravensberg gab den Neuankömmlingen Quartier, und nachdem Berengar de Bassunville sich gewaschen und ein frisches Hemd angezogen hatte, fühlte er sich so erfrischt und ausgeruht, als hätte er nicht einen zwei Monate währenden Höllenritt gen Norden hinter sich gebracht. Er wusste genau, woran das lag. Es waren die grünen Augen der schwarzhaarigen Grafentochter, die neue Lebenskraft in ihm weckten. Bis zu jenem Moment, als sein Kampfgefährte Robert auftauchte und ihre Augen zum Leuchten brachte, weil er ihr die Goldmünze überreichte, hatte ihr leises Lächeln ihm gegolten.

Aber so war es immer. Robert bekam die Frauen schneller ins Bett, als diese ein Paternoster beten konnten. Und auch wenn sich dieser Gedanke bei der Tochter eines Grafen verbot, hatte Emme von Ravensberg Berengar allzu schmerzlich daran erinnert, was er erst vor Kurzem verloren hatte.

Er schüttelte den Gedanken ab und begutachtete den Raum, den der Ravensberger ihm

zugewiesen hatte. Eine hübsche kleine Kammer mit einem Kamin, in dem zwei Diener eilig ein Feuer entfacht hatten. Noch empfand er die Kälte als schneidend, die durch jede Ritze im Mauerwerk kroch und vor allem durch die Spalten des Fensterladens hereindrang. Er beschloss, sich im Hof umzusehen. Auch drängte es ihn, sich nach der Unterbringung seines Rappen zu erkundigen, denn er traute diesen Bauerntölpeln nicht zu, mit dem feingliedrigen Araber sachgemäß umgehen zu können. Dieser verkräftete zwar auch die Winterkälte erstaunlich gut, doch war er die Wüstenhitze gewohnt, in der er aufgezogen worden war.

Im Stall fand er alles zum Besten bestellt. Zwei Stallburschen und sein Knappe hatten sich der Pferde angenommen, sie nach dem scharfen Ritt abgetrocknet und ihnen zu saufen gegeben. Es gab nur Heu, doch das duftete frisch, als Berengar eine Handvoll nahm und aufschüttelte.

»Gib meinem Schwarzen vom Hafer!«, befahl er seinem Knappen, dann trat er wieder auf den Hof, der bei Tauwetter ein einziges Schlammloch gewesen wäre. Doch in der klirrenden Kälte war der Boden hart gefroren. Wenn man nicht aufpasste, rutschte man auf den spiegelglatten Eisflächen aus. Vor der Schmiede, die Tag um Tag Hitze abstrahlte, während der Schmied drinnen seinem Handwerk nachging, stand das Wasser in den Pfützen. Auch jetzt war ein gleichmäßiges Hämmern zu hören. Berengar entdeckte zudem ein Backhaus, über dem an diesem Tag Rauch aufstieg, und überall herrschte lärmende Geschäftigkeit. Schmutzig war es hier, ja, aber vielleicht hatte er dem Ravensberger unrecht getan mit seiner Vermutung, dieser könne das Geld nicht aufbringen, um seinen Sohn auszulösen. Keiner der Burgbewohner sah verhärtet oder abgerissen aus. In den Dörfern ringsum mochte Hunger herrschen, doch dieser Burgherr litt keinen Mangel, ebenso wenig die Seinen.

Zwischen Bergfried und Mauer gelangte er in den hinteren Teil der Burganlage. Hier hatte die Burgherrin ihren Garten angelegt, Wirtschaftsgebäude drängten sich an die hohe Mauer, und in einiger Entfernung entdeckte er das Brunnenhäuschen, von dem eine Magd gerade ein Joch mit zwei Wassereimern wegtrug. Der Brunnen schien in große Tiefe zu reichen, da das Wasser darin offenbar noch nicht gefroren war.

Er hörte das feine Sirren, bevor er die schlanke Gestalt entdeckte, die in einiger Entfernung hinter dem Brunnenhäuschen stand. Mit der Linken hielt sie einen Bogen umfasst, während sie mit der Rechten die Sehne spannte, ehe der Pfeil davonschnellte. Schon griff die Rechte wieder in den Gürtel, in dem die Pfeile steckten, spannte die Sehne, schickte den Pfeil seinem Ziel entgegen.

Berengar staunte. Der Schütze wirkte schmal und zerbrechlich, und der Ritter wunderte sich, dass dieser bei der aufzuwendenden Körperkraft nicht ebenso entzwei brach wie ein Pfeil, der an einem Hindernis zerschellt. Doch das tat er natürlich nicht. Pfeil um Pfeil gab der Schütze auf das für Berengar unsichtbare Ziel ab, in einem gleichbleibend schnellen Rhythmus.

Dann waren alle Pfeile verbraucht. Die Linke senkte sich, und Berengar trat näher. Einen solchen Bogenschützen könnte der Schwabenherzog Friedrich vor Akkon

gebrauchen, fuhr es ihm durch den Kopf. Warum versteckte sich dieser Mann auf der Burg, statt in den Kampf zu ziehen?

Aber er kannte die Antwort. Nach dem Tod des Kaisers hatten sich seine Vasallen in Antiochia in alle Winde zerstreut, und nur wenige waren bis vor die Mauern Akkons gezogen. Selbst der neue Kaiser, der sechste Heinrich, schlug sich lieber mit Roger von Sizilien in Süditalien herum, statt die Christenheit von der sarazenischen Geißel zu befreien.

»Heda!«, rief er, und der Bogenschütze fuhr herum.

Grüne Augen blitzten ihn an. Schwarzes Haar, zu einem schweren Zopf geflochten, wand sich unter der groben Gugel hervor. Es war Emme, die Tochter des Grafen.

Im ersten Augenblick glaubte Berengar einem Geist gegenüberzustehen, der sich einen bösen Scherz mit ihm erlaubte. »Ihr ...«, krächzte er.

Sie schob die Kapuze vom Kopf und löste die Sehne vom Bogen.

»Hat mein Vater Euch ein gutes Quartier gegeben?«, fragte sie schließlich. Und als wäre der Ritter gar nicht anwesend, schritt sie auf ihr Ziel zu.

Berengar starrte ihr nach und traute seinen Sinnen kaum. Wie konnte eine Frau, die derartig zierlich wirkte, mit solcher Kraft und solchem Geschick Pfeil und Bogen handhaben? Er konnte gar nicht anders, als ihr nachzueilen. Er stolperte über gefrorenen Boden, und harsch gefrorenes Gras knirschte unter seinen Stiefeln.

»Ich wusste nicht, dass die Franken ihre Frauen am Bogen ausbilden«, sagte er und bereute sogleich seine dumme Aussage.

Sie hatte die Scheibe erreicht und zog die Pfeile heraus. Viele hatten das Ziel getroffen, manche waren nur knapp daneben eingeschlagen. Nur zwei Pfeile hob sie vom Boden auf.

»Sie werden gewöhnlich auch nicht darin unterrichtet«, räumte sie ein, während sie jeden einzelnen Pfeil von der Spitze bis zum gefiederten Ende mit den Fingern prüfte, ehe sie ihn wieder unter den Gürtel steckte. »Nur jene Frauen erlernen das Bogenschießen, die schon als Dreijährige jammernd am Kittel ihres älteren Bruders hängen, der seiner jüngsten Schwester keinen Wunsch abschlagen kann.«

»Euer Bruder hat oft von Euch erzählt. Es wundert mich nicht, dass Ihr mit ähnlicher Zärtlichkeit und Liebe von ihm sprecht.«

»Sprach er so von mir, ja?« Rau klang ihre Stimme, und mit überraschender Heftigkeit riss sie an den Pfeilen. Einer, der sich besonders tief in die Zielscheibe gegraben hatte und den man behutsam hätte bergen müssen, zerbrach mit einem trockenen Knacken. Sie warf das Pfeilende auf den gefrorenen Boden und fluchte unbotmäßig. Wahrscheinlich, so vermutete Berengar, war sie ihrem Bruder nicht nur zum Schießstand gefolgt, sondern hatte ihn auch in die Dorfschenke zu den Unfreien begleitet.

In ihrer Wut wirkte dieses zarte Weibsbild sogar noch anziehender auf ihn. Er verschränkte die Arme vor der Brust, musterte sie von oben bis unten. Sie trug ein Hemd aus feinem Leinen, darüber eine Wolltunika und einen dicken dunklen Mantel. Dazu Beinlinge und Bruche wie ein Mann, und er ertappte sich bei dem Gedanken, dass sie ihm so besser gefiel als in Frauenkleidern.

»Werden die Ungläubigen meinen Bruder am Leben lassen, bis Ihr das Geld bringt, um ihn freizukaufen?«, fragte sie plötzlich und warf ihm einen unsicheren Seitenblick zu.

»Wenn Euer Vater schnell handelt und seinen Stolz hinunterschluckt, ja.« Das ist jedoch nur die halbe Wahrheit, dachte Berengar. Ludwig war vor Akkon gefangen genommen worden, und vermutlich hielt man ihn in der Zeltstadt fest, die Saladins Krieger um das Lager der Christen errichtet hatten. Die Christen wiederum belagerten Akkon, sodass aus den Belagerern seit vielen Monaten auch Belagerte wurden, eingeklemmt zwischen Saladins Streitmacht und den steil aufragenden Stadtmauern Akkons. Dadurch befanden sich die Franken in einer unangenehmen Lage, die für sie fast schlimmer war als für die armen Teufel, die in der Stadt hungerten.

Man wusste zwar, dass die Sarazenen ihre Gefangenen einigermaßen gut behandelten – zumindest jene, von denen sie sich ein üppiges Lösegeld erhofften –, doch seit jener Nachricht, die Berengar von einem Boten überbracht worden war, hatte er nichts mehr über Ludwigs Verbleib erfahren. Er vermutete jedoch, dass es auch den Kriegern in Saladins Zeltstadt nicht allzu gut erging, und wahrscheinlich waren die Gefangenen die Ersten, die hungern mussten, wenn Nahrungsmittel knapp wurden.

Doch das verschwieg er der jungen Frau lieber. Sie war eine edle Dame, und obwohl sie meisterhaft mit dem Bogen umzugehen wusste, war der Krieg für ihr zartes Gemüt kein angemessenes Gesprächsthema.

»Warum seid Ihr hergekommen?« Sie ließ die Fingerspitzen über die gefiederten Pfeilenden tanzen, ehe sie zur Ausgangsstelle zurückkehrte. Sie legte die Sehne wieder ein, und diesmal sah Berengar, dass der Langbogen kleiner war als die Bogen, die er kannte. Er schien eigens für sie angefertigt worden zu sein, ein wunderschönes Stück aus Eibenholz.

Er folgte ihr und stellte sich neben sie, den Blick auf die Zielscheibe gerichtet. »Ich verstehe Eure Frage nicht.«

Sie warf ihm einen finsternen Blick zu. »Es hätte gereicht, einen Boten zu schicken. Und nicht mit einem Dutzend Männer das Heilige Land zu verlassen, um herzukommen. Ein Mann hätte genügt, Graf de Bassunville. Zu viele haben nach dem Tod des Kaisers die Heimreise angetreten, meint Ihr nicht?«

Sie schoss wieder auf die Zielscheibe. Berengar beobachtete schweigend, wie sie einen Pfeil nach dem nächsten scheinbar mühelos in der rot markierten Mitte versenkte. Er spürte Bewunderung für diese unbeugsame, starke Frau, die ihre Angst um den Bruder hinter einem scharfen Verstand verbarg und unbeirrt ihre Schießübungen ausführte.

»Nun? Hat es Euch die Sprache verschlagen, Bassunviller? So schwer ist die Frage doch nicht zu beantworten, oder?«

Wenn sie wüsste ...

Sie senkte den Bogen. Erneut hatte sie knapp dreißig Schuss abgegeben. Diesmal rollte sie die Sehne sorgfältig auf, nachdem sie sie vom Bogen gelöst hatte. Feine Schweißperlen glänzten auf ihrer Stirn.

»Es ist nicht so einfach«, gestand Berengar. »Ich wollte allein kommen, weil ...« Weil

es meine Schuld ist, dass Euer Bruder in Gefangenschaft geriet, stolze Ravensbergerin. Er wollte mich mit seinem Leben beschützen, wie er es mit jenen zu tun pflegt, die er liebt. Da rissen sie ihn vom Pferd, und ich konnte nichts tun, als mit anzusehen, wie sie ihn fortzerrten. Robert setzte ihnen nach, ich konnte ihm nicht folgen, da ich verletzt am Boden lag. Ludwig blutete so stark, ich glaubte, ihn nie wieder lebend zu sehen. Auch jetzt ist meine Hoffnung gering, aber wir haben das Versprechen des Sarazenenfürsten, dass er leben wird, wenn wir das Gold bringen. Darum bin ich hier. Darum bin ich zwei Monate lang durch die halbe Welt gereist, ohne mir Rast zu gönnen.

Aber Berengar hatte nicht den Mut, ihr das alles zu sagen.

»Die Männer, die mit mir reiten, nahmen das Kreuz erst vor wenigen Wochen und waren noch nicht im Heiligen Land. Sie haben mich herbegleitet.« Er verstummte. Warum glaubte er sich ihr erklären zu müssen?

»Und der andere Ritter?«

»Robert? Auch er ist ein Waffengefährte Eures Bruders. Er stammt aus dem hohen Norden. Bei einem Scharmützel vor Akkon kam er uns zur Hilfe, und seitdem konnte uns nichts trennen.«

Sie nickte, als sei damit alles gesagt. Unter ihren Stiefeln knirschte das Gras, als sie wieder zur Zielscheibe schritt. Diesmal blieb Berengar stehen und beobachtete ihre Bewegungen aus der Entfernung.

»Dann werdet Ihr bald zurück nach Akkon reisen!«, rief sie zu ihm zurück.

»Sobald Euer Vater das Geld aufgebracht hat.«

Sie stand mit dem Rücken zu ihm, während sie die Pfeile zog. Doch nun verharrte sie mitten in der Bewegung.

»Darum braucht Ihr Euch keine Sorgen zu machen«, versicherte sie ernst. »Er wird es aufbringen, auch ohne Eure Hilfe.«

Berengar nickte. Das bezweifelte er nicht. Doch er hoffte, der Ravensberger werde zulassen, dass er einen Teil dazu beitrug. Er wollte seine Schuld begleichen, die er mit Ludwigs Gefangennahme auf sich geladen hatte.

»Mein Vater hat nach meinem Bruder schicken lassen.« Sie trat wieder neben ihn. »Ich denke, Hermann wird Euch nach Outremer begleiten.«

Berengar neigte den Kopf. »Wenn er so gut zu kämpfen versteht wie Ihr, hege ich keinen Zweifel daran, dass er bei uns bestens aufgehoben ist.«

Sie runzelte die Stirn. »Er ist ein Mann Gottes. Erwartet nicht zu viel von ihm«, bemerkte sie knapp. Dann packte sie den Langbogen und marschierte mit weit ausgreifenden Schritten und ohne Blick zurück zum Haupthaus.